

Stadtwärts

Das Osterei in der Babuschka

Nur noch die Karwoche durchbeissen, dann steht Ostern vor der Tür. Ich bin ja ein Osterfan. Dies vor allem wegen der Rituale. Eiertütschen finde ich einen grandiosen Brauch: In seiner Schlichtheit vereint er Aberglaube, Wettkampf, Überraschung und Essen – genial.

Das Beste ist aber das Eier-Verstecken und -Suchen. Übrigens braucht man dafür keinen Garten. In einer Stadtwohnung lassen sich Ostereier bestens verstecken – in Vasen, Früchtchalen, Sockenschubladen oder in einer Babuschka. Aber Vorsicht: Wasserkocher und Ofen eignen sich nicht als Schoggiereiverstecke, ebenso wenig Sofa oder Bett. Es sei denn, man möchte diese Möbelstücke anschliessend einer Generalreinigung unterziehen.

Meine persönliche Tragik ist es, dass ich in den letzten Jahren an Ostern nie zu Hause war. Auch dieses Jahr bin ich an Ostern im Ausland. Das Eiertütschen lässt sich zwar auch in Peru oder Belgien durchführen. Hingegen geht mir die Eiersuche ab. Zur Kompensation verstecke ich Eier für Daheimgebliebene – nicht immer zu deren Freude. Mein Mitbewohner teilt meine Lust am Suchen nicht im selben Ausmass. Ist sein Hunger auf Schoggiere gestillt, wird die Suche nämlich beendet.

So ist es schon vorgekommen, dass noch an Weihnachten irgendwo ein paar Schoggiere aufgetaucht sind. Zum Glück nicht unter dem Sofakissen. Deshalb verstecke ich aus Prinzip keine echten Eier. Wobei der Grund für die lange Lebensdauer der Eier nicht abschliessend geklärt ist: Womöglich liegt es ja auch an meiner exzellenten Versteckwahl.



Beatrice Vogel,
Redaktorin Stadt/Region
beatrice.vogel@luzernerzeitung.ch

ANZEIGE

Peter Galliker
CEO
Galliker
Transport AG



**JA zur AHV-
Steuervorlage!**

«Rechtssicherheit, Stabilität, Berechenbarkeit. Das braucht die Wirtschaft. Und all dies ist mit der vorliegenden Reform erfüllt!»



Analyse zur Debatte um die Einführung eines Parlaments in Ebikon

Ungünstiger Zeitpunkt für den Wechsel

Eines muss man der Ebikoner CVP lassen: Diese Überraschung ist ihr gelungen. Noch 2014 wehrte sich die wähler- und einflussreichste Partei des Dorfes als Einzige gegen die Einführung eines Parlaments – mit Erfolg. Fast 70 Prozent sagten an der Urne Nein. Und nun also findet die CVP, man müsse nochmals über ein Parlament diskutieren (Ausgabe vom Mittwoch). Gut, die Welt hat sich weitergedreht. Politik ist komplexer geworden, auch auf kommunaler Ebene. Entscheidender wohl: Heute agiert ein anderer Parteivorstand. Einer der einsieht, dass es mit dem aktuellen Kommissionsmodell kaum weitergehen kann.

Klar, nachdem die Ebikoner Bevölkerung so wuchtig Nein zum Parlament sagte, musste eine andere Lösung her. Eine, die für eine Gemeinde mit 14 000 Einwohnern praktikabel ist. Zurück zur abgeschafften Gemeindeversammlung war keine Option. Denn an dieser hatte zuletzt bloss noch ein Bruchteil der fast 9000 Stimmberechtigten über wichtige Sachgeschäfte befunden wie etwa die Rechnung mit einem Etat von immerhin 80 Millionen Franken. Nur: Wie den verloren

gegangenen Dialog zwischen Bevölkerung und Gemeinderat reaktivieren? Eine Spezialkommission erarbeitete also dieses schweizweit einmalige Kommissionsmodell. «Mehr demokratische Mitbestimmung» lautete die Devise. Es klang gut.

Und so wurden die vier bestehenden Kommissionen Bildung, Controlling, Bürgerrecht sowie Planung/Umwelt/Energie neu organisiert und zusätzlich die Kommission für Gesellschaftsfragen geschaffen. Auch stattete man die Kommissionen mit neuen Kompetenzen aus. So können sie etwa zu Abstimmungsvorlagen Stellung nehmen. Vor allem aber sollen die total 45, vom Volk gewählten Kommissionsmitglieder dem Gemeinderat auf die Finger schauen. Allerdings ist ihre Funktion lediglich beratend. Am Ende entscheidet immer der Gemeinderat. Er kann Anträge sogar ohne Begründung ablehnen.

Viel Arbeit, wenig Einfluss – das führt unweigerlich zu Frust. Das zeigte sich beispielsweise vor einem Jahr, als der Gemeinderat seine Pensen in Eigenregie leicht erhöhte. Zwar befand sich die Exekutive im Austausch

mit der Controllingkommission. Doch sie beschloss die Erhöhung, obschon die Diskussion mit der Kommission noch nicht abgeschlossen war. Wer kann es den Mitgliedern verdenken, wenn sie sich nicht ernst genommen fühlen.

Das grosse Problem bei diesem Modell sind nebst den fehlenden Kompetenzen die zu wenig klaren Strukturen. Ein Parlamentsbetrieb verfügt über klar definierte Abläufe, die zwingend einzuhalten sind. Steht zum Beispiel eine Schulhaussanierung an, muss der Gemeinderat einen Bericht und Antrag ausarbeiten. Dieser wird von den vorberatenden Kommissionen auf Herz und Nieren geprüft, ehe das Geschäft im Parlament behandelt wird. Auch können Parlamentarier der Exekutive mittels Vorstössen Aufträge erteilen oder zumindest zur Prüfung überweisen. All das ist in Ebikon nicht möglich oder zu wenig klar definiert. Als Folge davon findet der erhoffte Dialog zwischen dem Gemeinderat und der Bevölkerung nicht wirklich statt.

Darum erstaunt auch das Nein der Ebikoner zum MParc-Projekt Anfang Februar nicht.

Zwar ist noch offen, aus welchen Gründen die Ebikoner das Projekt abgelehnt haben – die Auswertung der Abstimmung steht noch aus. Doch der allgemeine Unmut in der Bevölkerung über die (abhandengekommene) politische Kultur in der Gemeinde war im Vorfeld nicht zu überhören.

Zugutehalten muss man dem Gemeinderat, dass er unter Einbezug der Betroffenen die Themen und Abläufe in den Kommissionen per Ende 2018 optimiert hat. Wenig überraschend hat sich die Situation aus seiner Sicht seither verbessert. Trotzdem zeigt der im Nachgang zur MParc-Abstimmung angekündigte runde Tisch mit dem etwas kryptischen Titel «politischer Führungskreislauf» auch auf, dass die Exekutive sich offenbar doch nicht mehr so sicher ist, ob Kommissionen der richtige Weg sind.

Tatsache ist: Keine der Parteien lässt ein gutes Haar an diesem Modell. Und wenn sogar die CVP nun befürchtet, kaum noch genügend Mitglieder für die Kommissionen zu finden, heisst das im Grunde genommen nichts anderes, als dass das Modell gescheitert ist.

Doch so löblich die Initiative der CVP ist, so seltsam mutet der Zeitpunkt an. In einem Jahr bereits sind Wahlen. Für einen Systemwechsel dürfte es zu spät sein. Selbst wenn sich die Parteien am runden Tisch auf ein Parlament einigten, bräuchte es rasch eine Volksabstimmung. Für diese wäre wohl viel Überzeugungsarbeit nötig, haben doch die Ebikoner seit 1972 die Einführung eines Einwohnerrats schon viermal abgelehnt. Selbst bei einem Ja bliebe danach nur wenig Zeit für den Aufbau eines Parlaments. Wahrscheinlicher ist darum, dass sich Ebikon wohl weitere vier Jahre mit dem ungeliebten Modell arrangieren müsste. Dann indes bliebe die Frage: Wer würde 2020 noch für die Kommissionen kandidieren, wenn ohnehin klar wäre, dass die Tage des Modells gezählt sind. Es sind so oder so keine rosigen politischen Aussichten.



Roman Hodel
Redaktor Stadt/Region
roman.hodel@luzernerzeitung.ch

Das Vorzeige-Schulhaus im Wesemlin

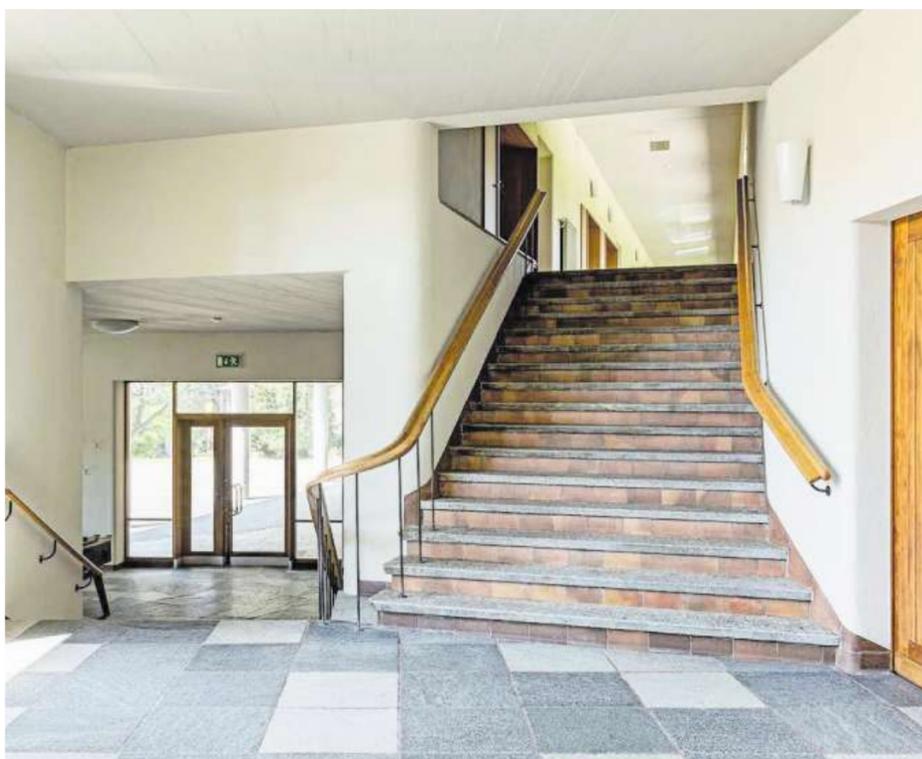
Felsberg Das Felsberg-Schulhaus von 1948 war einst vom Abbruch bedroht. Heute ist es ein Musterbeispiel für eine denkmalschützerisch gelungene Sanierung. Wie es dazu kam, zeigt eine neue Publikation des Kantons.

«Fit für die Zukunft»: So ist die neuste Publikation der Denkmalpflege des Kantons Luzern betitelt. Es geht darin um die 1946 bis 1948 vom Luzerner Architekten Emil Jauch erbaute Felsberg-Schulanlage im Luzerner Wesemlin-Quartier. Sie wurde 2014 bis 2016 gesamtrestauriert – als «bedeutendes Zeugnis der Nachkriegsmoderne», wie es im Buch heisst. Bei der fast 19 Millionen Franken teuren Sanierung wurde kein Aufwand gescheut, um jedes Detail in den Originalzustand der Vierzigerjahre zurück zu versetzen. Gleichzeitig wurde ein neuer Erweiterungsbau erstellt, der sogar einen europäischen Architektur-Award gewann.

Das «Felsberg» ist zweifellos eine der schönsten Schulhäuser der Stadt. Die zweigeschossigen Pavillonbauten verlieren sich beinahe in einer grosszügigen, terrassierten, fast schon idyllischen Parklandschaft mit verschiedenen Pausenplätzen und Schatten spendenden Bäumen. «Da bekommt man Lust, selber wieder zur Schule zu gehen», war einer der meistgehörten Sprüche an der kürzlichen Buchvernissage, die mit einem Gang durch die Schulanlage verbunden war.

Optisch gibt es kaum Unterschiede zu 1948

Verantwortlich für den Umbau und die Gesamtrestaurierung waren die Menzi Bürgler Architekten aus Zürich, die den Architekturwettbewerb 2010 gewonnen hatten. Die Anforderungen an die Restaurierung waren hoch. Grundsätzlich ging es darum, die gut 70-jährigen Gebäude in ihrer Grundstruktur zu erhalten.



Das Treppenhaus wurde beim Umbau wieder in den Originalzustand versetzt.

Bild: PD/Kanton Luzern

Gleichzeitig mussten sie funktional auf den neusten Stand gebracht werden. Das bedeutete, dass in den Schulzimmern Zwischenwände verschoben wurden. Die ursprünglich vier Klassenzimmer eines Pavillons wurden zu drei Klassenräumen plus Gruppenräumen zusammengefasst.

Insgesamt aber blieb der Eindruck auch im Innern des Gebäudes der gleiche wie zu Anfangszeiten. Das zeigen Gegenüberstellungen von Fotografien von damals und heute. Auch farblich

wurde weitgehend wieder der Originalzustand hergestellt. Für die Schüler von heute präsentiert sich das Schulhaus optisch somit praktisch identisch wie für jene in den 1940er-Jahren – auch eine Folge der denkmalschützerischen Bemühungen. Bei der Möblierung erlaubten sich die Bauherren teils gar eine humoristische Note. So steht etwa eine winzig kleine Sitzbank aus einem der Kindergärten von damals heute in einem Primarschul-Klassenzimmer. Ein Kompromiss musste bei der

Turnhalle gefunden werden. Diese genügte den heute geforderten Normabmessungen für den Hallensport nicht mehr. Sie blieb dennoch erhalten. Eine Anpassung hätte «das labile Gleichgewicht der architektonisch und städtebaulich austarierten Anlage gefährdet», schreibt Cony Grünenfelder, Denkmalpflegerin des Kantons Luzern.

Die wohl schwierigste Aufgabe und wohl auch der grösste Kostentreiber war es, die denkmalgeschützte Bausubstanz erdbeben-

sicher zu machen. Dazu wurden an den Aussenwänden Carbonfaser-Lamellen angebracht und im Erdreich verankert. An einigen Stellen musste dafür der – denkmalgeschützte – Verputz entfernt und neu aufgetragen werden. Dabei stellte man fest, dass der Felsberg-Verputz von höchster Qualität ist. Er werde wohl «noch viele weitere Jahrzehnte überdauern», hiess es an der Buchvernissage.

Das Grenzhof-Schulhaus ist ein anderer Fall

Noch in den 2000er-Jahren war die Felsberg-Schulanlage ein Abrisskandidat. Der Bau von Wohnungen schien viel lukrativer. Solche Überlegungen stellen sich auch beim Grenzhof-Schulhaus auf der anderen Seite der Stadt. Der Stadtrat will dieses abreißen, an seiner Stelle Wohnungsbau ermöglichen. Die kantonale Denkmalpflege und Architektenverbände kämpfen seit Monaten vehement gegen die Abrisspläne. Interessant ist: Manuela Jost, Baudirektorin der Stadt Luzern, lobt im vorliegenden Buch die Restaurierung des Felsberg-Schulhauses als «das beste Beispiel dafür», dass es sich lohne, «Altbauten zu erhalten und zu modernisieren». Beim Grenzhof-Schulhaus sieht dies die Luzerner Stadt offenbar anders.

Hugo Bischof
hugo.bischof@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Mehr Informationen zur Publikation auf www.da.lu.ch Ausstellung Kornschütte Luzern: «Umgang mit denkmalwürdiger Bausubstanz», 19. bis 28. April.